



„Die ‚fremde Welt‘ ist hier schon ‚Zuhause‘!“

Selbst Englisch-Sprachkurse für neun Monate alte Säuglinge fehlen nicht im vielfältigen Angebot für Eltern, die ihre „Kleinen“ optimal auf zukünftige Herausforderungen vorbereiten wollen. Wie wird aber andererseits die Sprachenvielfalt in Krippen, Kindertagesstätten und Schulen genutzt? Denn „die ‚fremde Welt‘ ist hier schon ‚Zuhause‘“, erklärt Prof. Haci Halil Uslucan, seit 2010 wissenschaftlicher Direktor des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung, im Gespräch mit Renate Müller De Paoli. 6.000 Sprachen werden weltweit gesprochen, davon sind 2.500 inzwischen vom Aussterben bedroht. Für die Vereinten Nationen im Jahr 2000 Anlass, den 21. Februar zum Tag der Muttersprache zu erklären.



Prof. Haci Halil Uslucan

Herr Professor Uslucan, in vielen Kindergärten in Deutschland ist Mehrsprachigkeit die Normalität, nach dem Motto „die Welt ist im Kindergarten“. Trotzdem fällt es der Gesellschaft immer noch schwer, diesen „Schatzkasten an Sprachen“ zu öffnen, dieses Potential wirklich zu nutzen. Welche Erklärung haben Sie dafür?

Wir sind noch zu sehr fixiert in der Vorstellung des letzten und vorletzten Jahrhunderts: Eine Nation-eine Sprache; wir müssen anerkennen und das auch verinnerlichen, dass die Welt bzw. unsere Lebenswelt nun multikulturell und multilingual ist und schauen, wie wir das für uns nutzen können.

Welchen Vorteil hätte diese Sprachenvielfalt aber eigentlich besonders für Kinder mit deutscher Muttersprache?

Dadurch wachsen sie in einem Umfeld natürlicher Mehrsprachigkeit auf und lernen durch Kontakte, die in der Kindheit noch viel spontaner und ungehemmter stattfinden, verschiedene Sprachen und Sprechergruppen kennen. Die „fremde Welt“ ist also schon „Zuhause“.

Was bedeutet es wiederum für ein Kind mit unterschwelliger Wertung seiner Muttersprache konfrontiert zu sein, denn Eltern gewichten doch oft z. B. das Erlernen der englischen Sprache anders als der türkischen, arabischen oder russischen?

Wenn das Kind spürt, dass die eigene Muttersprache bzw. seine Familiensprache einen geringeren Wert hat, so fühlt es sich selbst auch als weniger wertvoll; denn dies ist ein Teil seiner Identität, den es nicht einfach so ablegen kann.

Sie sprechen in diesem Zusammenhang von bikultureller Identität, was meinen Sie damit?

Menschen mit bikulturellen Identitäten sind je nach Situation und Kontext eher in der Lage, ihre Perspektive zu wechseln und je nach Situation, Probleme und Sachverhalte anders zu deuten; sie haben manchmal ein eher westlich orientiertes independentes Selbst, d.h. stärker individualistische, aber auch ein interdependentes Selbst, das auf das Gruppenwohl fokussiert und kollektivistische Orientierungen zeigt. Sie sind oft auch flexibler in der Lösung komplexer kultureller Probleme, weil sie nicht in einer „Kultur“ verhaftet sind.

Dieses „Zwischen-zwei-Stühlen-sein“ wird ja meistens nur als eine Form von schwer zu ertragender Zerrissenheit gesehen, Sie hingegen sehen darin auch einen großen Vorteil oder?

Ja, das kann gerade in Zeiten eines sehr schnellen Wandels die angemessenere Antwort auf heutige Anforderungen sein; man legt sich nicht fest, hält sich verschiedene Optionen frei.

Die Bundesländer geben inzwischen z. T. viel Geld für Sprachförderung aus, doch scheint der Erfolg oft auszubleiben. Woran liegt das, welche Fehler werden gemacht?

Die Förderung darf nicht nach dem Gießkannenprinzip laufen: Jeder ein bisschen, sondern muss gezielt und intensiv erfolgen. Sonst verpuffen die Effekte, wenn bspw. Kinder nur ein oder zwei Stunden in der Sprachförderung bekommen.

Was raten Sie Eltern, deren Muttersprache nicht Deutsch ist? In welcher Sprache sollten sie mit ihren Kindern sprechen?

Sie sollten in der Sprache sprechen, die sie selber am besten beherrschen und in der sie authentisch sind. Ein Deutsch, das die Eltern nur radebrechend sprechen, wird das Kind in seiner Sprachentwicklung nicht fördern; es ist auch nicht anschlussfähig an das Deutsch, was in der Schule gesprochen wird.

Tausende verzweifelter Menschen, die Krieg und Hunger entkommen konnten, suchen Schutz und Zuflucht in Deutschland. Was müsste unsere Gesellschaft anders machen, um die Fehler der 1960er Jahre, als die „Gastarbeiter“ nach Deutschland kamen, zu vermeiden?

Gerade bei Flüchtlingen müssen wir konsequent auf ihre volle Integration, volle Teilhabe an der Gesellschaft setzen, vor allem im Bildungsbereich. Denn die Situation sieht ja nicht so aus, dass diese bald, in ein, zwei Jahren, in ihre Herkunftsländer zurückkehren können. Sonst würden wir den Fehler der 1960er Jahre wiederholen, damals dachte man auch, die „Gastarbeiter“ kehren ja bald zurück und spätestens ab den 1980er Jahren bis in die Gegenwart versäumte Integration nachholen musste.

Herr Professor Uslucan wir danken Ihnen.

Geschrieben von Renate Müller De Paoli
Dienstag, 04. März 2015

Vita: Prof. Dr. Haci-Halil Uslucan

Prof. Dr. Uslucan, Dipl. Psychologe, M. A., 1965 in Kayseri in der Türkei geboren, studierte Psychologie an der Freien Universität (FU) Berlin; außerdem Philosophie und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft und absolvierte einen Aufbaustudiengang „Semiotik“ an der Technischen Universität Berlin.

2006 habilitierte er im Fach Psychologie. Nach Vertretungsprofessuren für Pädagogische Psychologie sowie für Motivationspsychologie an der Universität Potsdam und an der Helmut-Schmidt-Universität in Hamburg (sowie einer Gastprofessur im Sommersemester 2009 an der Universität Wien) ist er seit August 2010 wissenschaftlicher Direktor des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung sowie Professor für Moderne Türkeistudien und Integrationsforschung an der Universität Duisburg-Essen.

Forschungsschwerpunkte: Intellektuelle Entwicklung im Kindesalter, Jugendgewalt und Jugendentwicklung im kulturellen und interkulturellen Kontext, Interkulturelle Familien- und Erziehungsforschung, Islam und Integration, Gesundheit und Migration.